nummernull

Zeitschrift für Kultur in Würzburg und Paris

11.+12.2004 • ~~2€~~

0

Inhalt:

Editorial 2
Impressum 2
Abschied vom «boulevard»? *von Berthold Kremmler* 3
Die Großen der Kleinkunst *von Max Schmidt* 6
Larry Coryell – von Carnegie nach Cairo *von Jürgen Zink* 8
Vorschau: Asmus Tietchens und Achim Wollscheid im Spitäle *von Jürgen Zink* 11
Eine gehärtete Geisteswissenschaft *von Helmut Klemm* 12
Schiller – und kein Ende *von Manfred Kunz* 14
Kunst am Trog *von Jürgen Zink* 16
Vorspiegelung von Tatsachen *von Angelika Summa* 18

nummernull

Den viel beschworenen Begriff „Kulturstadt Würzburg“ mit neuem Leben zu erfüllen, ist das Ziel, das wir mit vorliegender Null-Nummer verfolgen.

Wir bieten Raum für die Nachbetrachtung und Reflektion kultureller Ereignisse im Raum Würzburg und wollen den Diskurs über aktuelle Inszenierungen, Konzerte, Ausstellungen und außergewöhnliche Veranstaltungen initiieren und pflegen. Unsere Berichterstattung konzentriert sich auf an- und aufregende Ereignisse aus allen kulturellen Sparten und schließt den Blick auf allgemeine kultur- und geisteswissenschaftliche Themen nicht aus.

Ob wir unserem Anspruch mit dieser Null-Nummer schon gerecht werden, überlassen wir Ihrem Urteil. Wir sind mit diesem Angebot in die Vorleistung gegangen. Jetzt sind Sie am Zuge - Geben Sie uns die Sporen oder zügeln Sie uns! Wir freuen uns auf jede Reaktion.

Die Redaktion

Impressum

Redaktion: Markus Czygan, Helmut Klemm, Berthold Kremmler, Manfred Kunz, Claudia Rath, Max Schmidt, Achim Schollenberger, Angelika Summa, Wolf-Dietrich Weissbach, Jürgen Zink (V. i. s. d. P.).

Grafik: Katharina Lüdtke, Jochen Kleinhenz.

Postanschrift: nummer c/o kleinesgrafischesbuero, Frankfurter Str. 5, 97082 Würzburg.
Internet: mail@nummer-zk.de | www.nummer-zk.de

Abschied vom «boulevard»?

Yves Montand sang einst vom Glück, *flâner sur les grands boulevards*, auf den großen Boulevards zu schlendern, zu bummeln. Wir haben noch heute diese Boulevards vom Paris des 19. Jahrhunderts im Kopf, die sich bis ins 20. gerettet hatten: Prachtstraßen mit Angeboten aller Art, aber immer mit Stil und im Glanz von ‚Luxus und Mode', wie sie diesen Straßen eigentümlich sind – oder waren?

Yves Montand hat das Chanson in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts gesungen. Was wurde seither nicht alles ‚renoviert'!

Zwar hat es in Würzburg solche Prachtstraßen im großen Stil nie gegeben noch Cafés, auf die solcher Glanz abgefärbt hätte. Immer häufiger und immer schneller gähnen uns leere Schaufenster entgegen, immer weiter frißt sich das ewige Einerlei immer ähnlicher aussehender Kettengeschäfte ins Stadtinnere.

Die Bedrohung kultureller Einrichtungen durch die ausgebluteten und geknebelten Stadtfinanzen verstärkt das düstere Bild.

Und doch hat bisher die Stadt als Ganzes sich nicht unterkriegen lassen, sind noch keine privaten Theater verschwunden, sind die individuellen Initiativen nicht erstickt, versuchen Privatleute durch ihr Engagement auszugleichen, was die städtische Kulturpolitik nicht mehr retten kann. Fördervereine sprießen aus dem Boden, suchen Gelder lockerzumachen, ohne die der Kulturbetrieb sehr viel größere Schwierigkeiten hätte, aufrechterhalten zu bleiben.

Das ändert nichts daran, daß die Stadt auch für die Planlosigkeit der letzten Jahre zu büßen hat. Erinnern Sie sich an die Broschüre „Kultur in Würzburg" von 1998? Zehn von 100 Seiten handelten von Ökonomie und Kultur, so kulturfern wie folgenlos. Daran hat sich bis heute nur eins geändert: Man muß fast schon mit der Lupe suchen, um noch städtische Mitarbeiter zu finden, die außerhalb der kulturellen Einrichtungen selbst mit der Förderung von Kultur professionell sich befassen. Der Kulturmanager, vor zwei Jahren noch von so vielen als Retter erträumt, ist längst in den Fluten des Mains weggeschwemmt worden.

Stattdessen streicht man dem städtischen Museum die Zuschüsse so weit zusammen, daß der Ankaufs- und Ausstellungsetat es geradezu unmöglich macht, die Zuschauer anzulocken, die sich doch nicht zuletzt das Neue, Ungewöhnliche, Nichtgesehene als Anreiz für immer neue Besuche erhoffen.

Ein Teufelskreis – ohne Hoffnung?

Aber wenigstens boomt doch der Tourismus?!

Ja, wenn es etwas Besonderes zu sehen gibt: ein Stadtjubiläum, ein spektakuläres Ausstellungsprojekt.

Im übrigen konservieren wir das Bestehende, das uns zu unserem Glück unsere Vorväter schon vor vielen Generationen hinterlassen haben und das

Handmade-Variationen
Fotografien von Wolf-Dietrich Weissbach

noch genügend an den Glanz der Vorkriegszeit erinnert. Und trotzdem hat sich in der Stadt noch nicht zureichend das Bewußtsein verbreitet, daß Kultur in allen ihren Spielarten die Pfunde darstellt, mit denen wir in Zukunft wuchern müssen, wenn wir nicht immer weiter ins bloß Museale absacken wollen.

Man muß flanieren wollen in der Stadt, aber nicht von einem toten Winkel in den nächsten. Noch immer ist der Kulturspeicher eine Art Toteninsel mit einem steinernen Meer drumherum, so kahl und abschreckend, daß man sich geradezu nach Situationen sehnt wie jetzt beim Kunstmarkt, als illegal parkende Autos wenigstens vorübergehend einen Schein von Bewegung wachriefen. Ob dem ein neuer ‚Management'-Mitarbeiter der Kulturspeicher-Crew wird abhelfen können, dessen einzige Qualität bisher zu sein scheint, daß ihn niemand kennt und keiner weiß, wovon er etwas versteht?

In dieser Situation des größten Mangels und nicht ohne Verzweiflung könnte man sich daran erinnern, welch wunderbare Aufgabe die Presse seit ihrem Entstehen in der Aufklärung hatte: das Publikum zu unterrichten, eine Plattform der Diskussion darzustellen, über alles, was in der Stadt nennenswert kreucht und fleucht und ein Minimum an kulturellem Interesse für sich in Anspruch nehmen kann, zu berichten und als Verstärker zu dienen.

Der Kulturteil einer Zeitung: das Aushängeschild ihres Selbstverständnisses. So jedenfalls war unsere Erinnerung an das letzte Jahrhundert.

Welch wunderbare Wandlung hat sich da mir nichts dir nichts in allerkürzester Zeit ergeben! Bis vor kurzem konnte man im Kulturteil lesen, was sich in der Stadt, der Region, ja überregional an bemerkenswerten Ereignissen und Entwicklungen, Ausstellungen, Inszenierungen und Konzerten zugetragen hat.

Gewiß, die lokale Presse hat sogar inzwischen ein eigenes *Buch*, das ‚Kultur-Journal', in dem der eingefleischte leidenschaftliche Feuilleton-Leser sich das kulturelle Glück erhofft. Was er dort für seinen Hunger findet?

Eine x-beliebige Ausgabe wie die vom 3.11.2004 bringt ihn dem Hungertod nahe. Urteilen Sie selbst:

Auf der ersten Seite ist der Titel „Heißhunger nach Anerkennung" mit dem Untertitel „Wie eine junge Frau unter Magersucht litt und die Ess-Störung letztlich besiegte". Mit einem großen farbigen Photo waren so zwei Drittel der Seite gefüllt. Ein Viertel der Restseite beschäftigte sich mit der Frage, was alles in eine Isolierkanne darf.

Auf der zweiten Seite des ‚Kultur-Journals' wird der Leser in einem Interview – mit ‚ausstrucksstarkem' Photo selbstredend – darüber aufgeklärt, was er schon immer wissen wollte … : „Was Jennifer Lopez an Männern besonders

mag“, womit der redaktionelle Teil an klugen Einsichten überreich bestückt ist.

Aber es gibt ja tatsächlich noch eine dritte Kulturseite. Sie bringt sicher das Glück – wenn man daran nur genügend bescheidene Erwartungen knüpft?

Die untere Hälfte enthält ein unkommentiertes TV-Programm. Und die obere? Wieder ein Interview mit einer Schauspielerin: „Was Barbara Rudnik in der Liebe verbindend findet“. Wäre da nicht ein Photoporträt dieser schönen Schauspielerin ...

Im übrigen scheint in den vergangenen Tagen berichtenswerte Kultur weder in Würzburg noch der näheren oder weiteren Umgebung stattgefunden zu haben.

Gerade hat die Presse wegen des Carolinen-Urteils von Straßburg Zeter und Mordio geschrieen – auch der Chefredakteur der Main-Post, laut und vernehmlich –, weil die Informationspflicht der Presse durch dieses Urteil stranguliert werde – als gäbe es nicht genügend Stoff, über den zu berichten wäre!

Nur kommt er in der lokalen Presse kaum noch vor.

Damit sind wir zurück beim ‚Boulevard’.

Wir sehen, welche Verschiebung dieser Begriff erfahren hat. Es ist kein Spiel mehr mit Assoziationen wie ‚Luxus und Mode’ als einem Teil der Kultur. Boulevard bedeutet wohl nur noch, was im Ausdruck Boulevard-Theater mitklingt: das Abdriften zur Schmiere oder, im Pressemilieu, der *Yellow-Press.*

Sagen Sie nicht, das spiegle nur das Leserinteresse, wissenschaftlich abgesichert und statistisch einwandfrei.

Nicht nur läßt man uns im dunkeln über die statistische Basis, gar die wissenschaftliche Methode. In der Soziologie hieß es früher einmal, daß das Ergebnis einer Befragung immer nur so gut sei, wie der Verstand, der den Fragebogen ausgearbeitet hat. Bei der Mehrzahl der Main-Post-Interviews läßt das auf nichts Gutes hoffen.

Sind wir jetzt gezwungen – nach einer Formulierung von Karl Kraus, man könne auch unter seinem Niveau lachen – auch unter unserem Niveau zu lesen?

Zeigen Sie, daß wir in Würzburg dazu nicht auf Dauer verdammt sein wollen. Ein erster Versuch in diese Richtung soll das Blatt sein, das Sie in Händen halten und das eine Aufforderung zur möglichst breiten Mitarbeit impliziert. *Berthold Kremmler*

von links: Urban Priol, Rolf Miller, Vince Ebert; Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Die Großen der Kleinkunst Satire-Tempel „Bockshorn“ feiert 20jähriges Bestehen

Die Gästeliste liest sich wie ein „Who’s who?“ des aktuellen deutschen Kabaretts. Zum 20jährigen Bestehen präsentierten Mathias und Monika Repiscus dem „Bockshorn“-Publikum im Würzburger Kulturspeicher gleich eine ganze Reihe von Größen der Kleinkunst – und das Lachen wollte kein Ende nehmen.

„Wir trinken auf unsere Särge aus 100jährigen Eichen, die wir morgen pflanzen werden.“ – Mit diesem georgischen Trinkspruch verblüfft der schwergewichtige Münchner Andreas Giebel in seinem neuen Solo „Der Sonne entgegen“. Giebel, der wie viele andere das „Bockshorn“ noch aus den Anfangsjahren in der Sommerhäuser Kellerbühne kennt, ist derzeit Sonntag für Sonntag als Polizist Xaver Bertl in der Serie „München 7“ des Bayerischen Fernsehens aktiv. Natürlich ist die weißblaue Metropole auch der Schauplatz seines Kabarettprogramms, genauer: der Viktualienmarkt. Dort, im Biergarten, trifft er seine skurrilen Figuren mit ihren falschen Erwartungen und der Sehnsucht nach dem Süden. Dabei zeigt sich Giebel, der das Jubiläumswochenende eröffnete, als ein Meister des Rollenspiels.

In verschiedene Rollen schlüpft gerne auch Bernd Kohlhepp. In seinem Zehn-Jahre-Resümee „Hämmerle Spezial“ erheitert er mit ausgewählten Szenen aus dem Leben dieses tragikomischen Kleinbürgers, der im schwäbischen Bempfingen zu Hause ist. Kohlhepp bezieht die Zuschauer immer wieder in sein kurzweiliges Spiel mit ein und setzt in bewährter Weise auf die spontane Reaktion im verbalen Pingpong zwischen Bühne und Saal.

Neues wie Giebel hat Arnulf Rating zu bieten. Der Wahl-Berliner, von dem die FAZ zu Recht schrieb, er beherrsche „die Kunst der groben Worte mit intellektuellem Schliff“, erweist sich einmal mehr als politischer Kabarettist der ersten Garde. „Alles prima“ nennt der Träger des Deutschen Kleinkunstpreises 2003 sein aktuelles Programm – und meint natürlich das Gegenteil. Dabei reibt er sich – in der deutschen Hauptstadt von lauter ehemaliger DDR eingekesselt – besonders an den fatalen Folgen von Mauerfall und allzu forscher Vereinigung. „Bevor sie rosten, ab in den Osten“, lautet sein Slogan zur Weiterverwertung westdeutscher Gebrauchtgüter.

Ein Kabinettstück ist seine – auch schauspielerisch brillante – Darstellung der Ich-AG als gespaltene Persönlichkeit beim Tauziehen zwischen Chef und Angestelltem. Mit höchster Zungenfertigkeit meistert Rating seine Anmerkungen zur Witzsteuer und speziell zur Schwafelsteuer, mit der zumal die Politiker ihren ureigenen Beitrag zur Sanierung der Bundesfinanzen leisten könnten. Und wie wunderschön es ist, in Deutschland alt zu werden, beweist er schließlich am Beispiel seiner 85jährigen Tante Hedwig.

Die deutsch-deutsche Vereinigung nimmt ebenfalls Richard Rogler, der Franke aus Köln, in seinem vielfach höchst erfolgreich erprobten „Camphausen“-Solo „Anfang offen“ gnadenlos aufs Korn. Von den privaten Nöten seiner Lieblingsfigur seit „Freiheit aushalten“ wechselt er nahtlos in die Tagespolitik und gestattet sich eine Vision. Seine pointierte Schilderung der ersten hundert Tage einer fiktiven Regierung Angela Merkel gerät zu einer doppelten Abrechnung mit den Macht- und Missionierungsansprüchen von Union und „neuen Ländern“.

Ein weiteres Rogler-Programm ist bereits in Arbeit. Die Uraufführung soll im September 2005 über die „Bockshorn“-Bühne gehen.

„Urknaller“ heißt das neue Solo des Amorbacher Diplom-Physikers Vince Ebert, das er in Abänderung des „Bockshorn“-Angebots am 10. Dezember im „Tempel der Satire“ (O-Ton Repiscus) imKeller des Kulturspeichers erstmals darbieten wird. Ebert, der in Würzburg studiert hat, war einer der Akteure der Geburtstags-Gala am Reformationstag. Er war an diesem Abend allerdings nicht in bester Form und mußte in der Publikumsgunst hinter „Bockshorn“-Stammgast Urban Priol aus Aschaffenburg und – vor allem – hinter Aufsteiger Rolf Miller aus Walldürn zurückstehen.

Priol, der seinen traditionellen Jahresrückblick „Supertilt“ nach zwei Abenden im „Bockshorn“ (15. und 16. Dezember) erstmals auch im CCW (12. Januar) halten wird, lieferte das treffendste Wort zum Tage: „Halloween ist über uns hereingebrochen wie die US-Truppen über Saddam-City.“

Im Gegensatz zu den hyperaktiven Kollegen Ebert und Priol beeindruckt Rolf Miller mit stoischer Ruhe, versteinerter Miene und einem aus der Tiefe des Odenwalds und seiner Bewohner geschöpften Wortwitz. Mit zumeist nicht einmal halbvollendeten Sätzen malte er herrlich naive Bilder, die mit stürmischem Gelächter quittiert wurden. Und wenn der Träger des diesjährigen Bayerischen Kabarettpreises schon mal einen Satz zu Ende bringt, dann springt dem Zuschauer der Irrwitz geballt entgegen: „Wenn alle Strick reißen,kann er sich immer noch uffhänge!“ *Max Schmidt*

Rolf Miller

Die nächsten „Bockshorn“-Termine:
17. 11. Norbert Meidhof mit dem Aschebergер Totentänzchen „Heut hab ich den Himmel von oben gesehn“;
19. 11. Franz Benton live in Concert;
20. 11. Helmut Schleich (München) mit „Das Auge ißt man mit“;
21. 11. Altmeister Horst Schroth mit seinem „Katerfrühstück“.
Karten: Telefon (09 31) 4 60 60 66 oder (09 31) 37 23 98.

Von Carnegie

Da sitzt er also auf der Bühne des Café Cairo. Und er ist nicht jener Geist der, gewandet in Blumenhemd, violetten Carnaby-Street-Anzug und hohe Lederstiefel, direkt aus dem LP-Cover herausgesprungen, den unsteten Gedanken eines minderjährigen Gitarreneleven schillerndes Material liefert, um daraus einen neuen Bewohner seines sehnsüchtig geschauten musikalischen Phantasielandes zu amalgamieren. Nein, er ist vielmehr ein mittlerweile 61jähriger, grauhaariger, symphatisch und milde lächelnder Onkel, der über erstaunlich flinke Finger und über eine ausgesprochen souveräne musikalische Autorität verfügt. Auch das Phantasieland des einstigen Eleven hat sich verändert. Das sagenumwobene Reich schier unbegrenzter, nach Leben schreiender Möglichkeiten ist erstarrt zu einem schmucken Erinnerungskästchen. Also erinnern wir uns, wer er denn war, der Larry Coryell. Es war der berühmte Wimpernschlag, den Coryell Ende der 60er Jahre zu spät kam, der ihn vielleicht um die ganz große Show brachte. Derjenige, der ihm diese Show stahl, war ein etwas wild aussehender junger Mann, der auf den Namen Jimi Hendrix hörte. Und so mußte Larry schon 1970 in einem *down beat*-Interview gestehen: *I hate him, because he took everything away from me that was mine. I wanted to play just like that at the time. I knew that would be THE sound. He took my stuff, man. I`ve never been so jealous of a cat in my life.* Das war, wohlgemerkt, bereits nachdem sich Coryell, nach seiner Entdeckung durch die Westcoast-Legende Chico Hamilton, im Gary Burton Quartet einen Namen als erstrangiger Gitarrenvirtuose erarbeitet hatte.

Doch war es wirklich nur der Wimpernschlag, der lediglich auf die schlichte Chronologie der Ereignisse hinweisen würde, der den Unterschied ausmachte? Ich glaube nicht. So groß die Ähnlichkeiten in Bezug auf revolutionäre Soundkonzeptionen und auf ihre psychedelic-hippie-Attitüde auch gewesen sein mögen, so unterschiedlich waren die beiden Musiker doch als Persönlichkeiten. Auf der einen Seite der technisch versierte, an der klassischen Gitarre ausgebildete Coryell, dessen langer Atem und dessen umfassendes musikalisches Wissen ihm erlaubte, in fast spielerischer Art und Weise mit den unterschiedlichsten Stilistiken, Formen

nach Cairo

Anmerkungen zum späten Eintreffen Larry Coryells in Würzburg
Konzert im Café Cairo am 07.10.2004

und Ausdrucksmöglichkeiten über die Jahre hinweg zu jonglieren. Auf der anderen Seite der technisch sicherlich weniger versierte Hendrix, der sich als musikalischer Tiefenbohrer mit der schieren Intensität und Flamboyance seiner Schöpfungskraft in die emotionalen Urgründe seiner Musik hineinarbeitete, um im Moment des lautstarken, komprimierten expressiven Aufschreis gleichsam zu verglühen. Und so scheint der Vergleich mit Hendrix nicht nur der Geschichtsklitterungssucht des Autors dieser Zeilen geschuldet, der hier wieder einmal alte Geschichtchen aufwärmen will, sondern er scheint mir auch ein bezeichnendes Licht auf die Tatsache zu werfen, daß Hendrix, der große Zündler der E-Gitarre, dadurch, daß er sich im Ruhme des Gitarrenheroen hat verbrennen lassen, dem großen Danach entkommen konnte und damit auch dem doch durchaus etwas bizarren Umstand, im Jahre 2004, auch als 61Jähriger, im Würzburger Jugendzentrum Café Cairo auftreten zu dürfen/müssen.

Doch auch für Coryell war der Weg dorthin noch weit. Zuächst einmal mußte mit einem Mißverständnis aufgeräumt werden, das nicht unwesentlich mit den unterschiedlichen Popularitätsgraden von Hendrix und Coryell zusammenhängt. Im gitarristischen Sperrfeuer und Feedbackgeheul von Hendrix, Coryell, McLaughlin und Konsorten glaubte man zu Beginn der 70er Jahre Zeuge einer großangelegten Fusion der zwei Hauptströme der populären Musik des 20. Jahrhunderts, des Jazz und des Rock, werden zu dürfen. Dieser Glaube entpuppte sich schon bald als Irrtum. Zu unterschiedlich waren die vermittelten Affekte, zu divergent die potentiellen Käuferschichten und was nicht noch alles zur Begründung für das Nichtgelingen des Projektes angeführt wurde – auf jeden Fall, es flopte. Und so blieb Rock Rock und also Hendrix, Jazz Jazz und also Coryell, auch wenn der sich noch weit in die 70er Jahre hinein, zusammen mit seiner Band *The 11th House* und nicht unwesentlich bedrängt von einer profitgeilen Plattenfirma, gegen das Scheitern der Fusions-Idee zur Wehr setzte. Dem Rock blieben das Geld und die Massen, dem Jazz der Ruhm und die Jazzer, zumindest damals noch, weswegen Coryell im Duo mit Steve Kahn 1975 auch noch die Bühne der altehrwürdigen

Carnegie Hall erklimmen durfte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er die Superstarträume allerdings schon längst begraben, hatte sich im Jazzkämmerchen eingerichtet, die lärmende Welt des Rock hinter sich gelassen, seine Liebe zur akustischen Gitarre entdeckt, Umgang mit unzähligen der erlesensten Jazzgrößen gepflegt und bis zum heutigen Tag leise, still und heimlich über 60 Tonträger mit teilweise frappierend guter Musik bespielt.

So sitzt er nun also auf der Bühne des Café Cairo, in angeregter musikalischer Unterhaltung mit George Brooks (sax), Veejay Ghate (tabla) und Ronu Majumdar (bansuri). Seine Liebe zur indischen Musik (Titel der Veranstaltung: „Jazz meets India") datiert bereits aus den 60er Jahren, als Coryell einer der ersten, wenn nicht *der* erste war, der Elemente indischer Musik in die musikalische Arbeit seiner *Free Spirits* (ab 1965!) einbezog. Es ist eine gepflegte Unterhaltung, die Coryell mit einer Spielweise dominiert, die zwar immer noch unüberhörbar im Blues wurzelt, die er jedoch mit Bedacht und Abgeklärtheit in eine unterschiedlichste Musiktraditionen umfassende Virtuosität hineintreibt. Feuer läßt er eher andere entfachen, allen voran Ghate und Majumdar, die, trotz der deutlich erkennbaren indischen Elemente in den musikalischen Strukturen, weniger indisch als vielmehr im Idiom des *Solid American Jazz* agieren, wobei der Sound von Majumdars bansuri stark an den Yusef Lateef der frühen 70er Jahre erinnert. Beeindruckend sind vor allem die mit traumwandlerischer Sicherheit zusammenfließenden Übergänge von Improvisations- zu Unisonoteilen und der sehr respektvolle, stets auf den perfekten Ensembleklang ausgerichtete Umgang der Musiker untereinander. Sehr gepflegte Konversation eben. So sitzt Larry Coryell, wie es scheint zufrieden, auf der Bühne und oben sitzt Hendrix und sagt: „Wow, der Mann kann spielen. Allerdings mit seiner Technik, seinem Wissen und seiner Autorität würde ich einen Brand entfachen, dem die Mauern dieses seltsamen kleinen Jugendzentrums in dieser seltsamen kleinen Stadt nicht widerstehen könnten." So laßt uns froh sein, daß „nur" Larry zu Besuch war - zu einem späten. *Jürgen Zink*

Ausgewählte Diskographie (total subjektiv):

Free Spirits: Free Spirits (1966) „Meilenstein"
Jazz Composers Orchestra: Communications (1968) „Coryell als Hendrix"
The 11th House: At the Village Gate (1971) „Hochenergiejazzrock"
Coryell / Philip Catherine: Twin House (1977) „fast schon wie heute"
Coryell / Paul Wertico / Marc Egan: Tricycles (2003) „Mit Sicherheit dürfte diese Aufnahme eines der Highlights unter den mittlerweile über 60 Aufnahmen des Gitarristen sein, ein Meisterwerk eines alten Routiniers, der sich nach wie vor in bester Gesellschaft unter den weltbesten Gitarristen befindet." - Benno Bartsch, Jazz Podium
Coryell / Badi Assad / John Abercrombie: Three Guitars (2003) „Das ist schon ein akustisches Fest der Sonderklasse, ein Gitarren-Gipfel der ganz feinen, hocherlesenen Art, deren Schönheit und expressiver Intensität sich wohl niemand wird entziehen können." - Alexander Schmitz, Jazz Podium

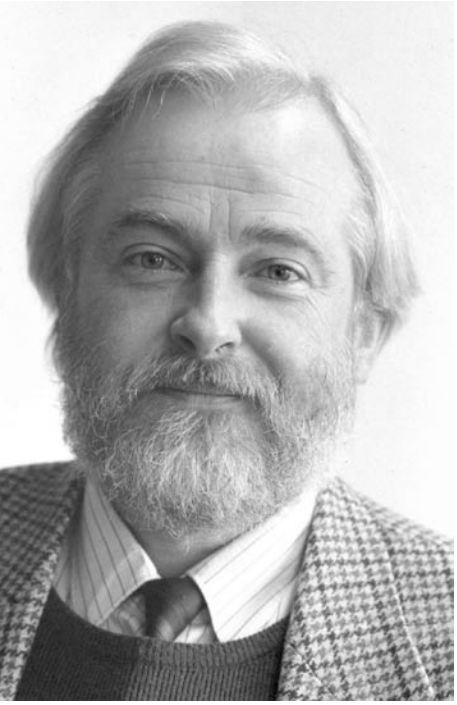
Vorschau: Asmus Tietchens & Achim Wollscheid 24. 11. 2004, 20.00 Uhr, „Spitäle“

In erneuter Kooperation präsentieren der Veranstalter „nulldrei e. V.“ und der Betreiber des „Spitäle“, die Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens VKU, in diesem Herbst die Wiederauflage einer musikalischen Begegnung der besonderen Art. Der Hamburger Geräuschkünstler Asmus Tietchens und der Frankfurter Multimedia-Künstler Achim Wollscheid werden fast auf den Tag genau zwei Jahre nach ihrem ersten Zusammentreffen am selben Ort, den säkularisierten Kirchenraum des „Spitäles“ erneut zum Tempel eines elektroakustischen Happenings ersten Ranges verwandeln. Tietchens ist ein später Vertreter der „musique concrète“ und sieht sich in der klang- und geräuschforschenden Tradition eines Pierre Schaeffer. Er bezieht sein Klangmaterial aus verschiedensten Maschinen- und Naturgeräuschen, die er elektroakustisch modifiziert und manipuliert, um sie in divergenteste musikalische Strukturen umzuformen. Seine langjährige künstlerische Arbeit, die seit den frühen 70er Jahren auf zahllosen Tonträgern veröffentlicht wurde, erfuhr erst 2003 Anerkennung auch auf höchster Ebene. Für seine Heidelberger Studien wurde ihm der mit 12.500 Euro dotierte Karl-Sczuka-Preis des SWRF verliehen. Bei der Preisverleihung im Rahmen der Donaueschinger Musiktage bemerkte der Laudator und Hölderlin-Preisträger Marcel Beyer: „In seinen Sechs Heidelberger Studien entwickelt Asmus Tietchens aus den Arbeitsgeräuschen einer Buchdruckmaschine ein Hörstück von großer Strenge und Klarheit. Die Klänge, obwohl als ‹konkrete› erkennbar, bleiben seltsam abstrakt und geheimnisvoll, sie erzählen nicht, sie stellen nichts dar, sie sind unmittelbar sinnlich präsent. Tietchens vertraut ganz seinem Material, verzichtet auf jede symbolische Befrachtung und setzt sich dadurch wohltuend von modischen Trends elektronischer Klangbearbeitung ab.“

Achim Wollscheid lebt und arbeitet in Frankfurt als Künstler, Schreiber, Lehrbeauftragter, Radiomoderator, Plattenaufleger und als Mitglied von SELEKTION auch als unabhängiger Produzent. Als Künstler arbeitet er mit Klängen, mit Licht, mit Raum, mit sozialen Räumen, mit Interaktivitäten, mit den Wechselwirkungen zwischen (von ihm) kodierten Räumen und Passanten, Benutzern, Bewohnern. Im Mittelpunkt seines musikalischen Schaffens stehen Konzepte von Simultanität, die er durch gleichzeitiges Abspielen verschiedener Tonträger erzeugt, und Repetition, die durch deren elektroakustische Manipulation geschaffen wird.

Das Zusammentreffen der beiden Künstler im Jahr 2002 im Würzburger „Spitäle“ beschrieb Stefan Hetzel im Rezensionsmagazin „bad alchemy“: „Tietchens liefert Material, Wollscheid ist zuständig für die Dekonstruktion desselben. Auf seinem Musik-Laptop kann man eine dynamische Architektur klangmanipulierender Software-Module erkennen, die den ankommenden Signalfluss steuert. Tietchens hingegen hat nur ein einfaches, geliehenes DJ-Mischpult vor sich liegen, mit dem er einen Mix dreier autonomer Klangquellen (2 CD-Player, 1 DAT-Player) in Echtzeit erstellt. Die Klangquellen Tietchens werden ausschließlich mit eigenen, bereits „fertigen“ Kompositionen gefüttert, während Wollscheid auch fremde Musiken via CD-Player einspeist. Sind diese artverwandt und wohlgelitten, werden sie subtil in den aktuellen Klangfluß eingebettet, stehen sie dem eigenen Geschmack entgegen, werden sie gnadenlos geschreddert, d. h. z. B. in ultrakurze Samples zerstückt, geloopt, mit Effekten (*Hall, Delay, Ringmodulator, Pitch Shifting etc.*) unkenntlich gemacht und derartig geschunden wieder dem allgemeinen Geschehen zugeführt.“

Mit spannender und gehirnschwurbelnder Abendunterhaltung darf also auch beim zweiten Anlauf von *Tietchens & Wollscheid* sicherlich gerechnet werden. *Jürgen Zink*



Christoph Daxelmüller lehrt „Weltgeschichte von unten“

Eine gehärtete Geisteswissenschaft

Am 1. Dezember 1999 kam Christoph Daxelmüller mit rund 450 Bücherkisten nach Würzburg. Als der gerade neu berufene Professor für Volkskunde sie auspackte, bemerkte er eine Schwäche seines Faches überdeutlich. Sie war greifbar in zahllosen, notdürftig gehefteten Ausstellungskatalögchen, in einer Vielzahl von Klein- und Kleinstschriften, in massenweise bedrucktem Papier zu Regionalem. Alles in allem – so Daxelmüller – „editorische Bonsais“.

Sich selbst kann Daxelmüller von dem leisen Vorwurf ausnehmen. Er hat 2001 unter dem Titel „Zauberpraktiken“ eine „Ideengeschichte der Magie“ mit einem Umfang von fast 400 Seiten veröffentlicht, die mehrfach übersetzt und von einer italienischen Zeitschrift zum „Buch des Monats“ gekürt wurde; außerdem regte er mit einer Vorlesung über rätselhafte Kulte ein Dokumentarfilm-Projekt für das Fernsehen an; und nun wurde er auch noch an die Front geschickt, um die diesjährige öffentliche Vortragsreihe „Uni für alle“ zu eröffnen.

Das Rahmenthema „Vom Nutzen und Nachteil der Geisteswissenschaften“ machte ihm seinen Auftritt schwer, denn diese Fächer sehen sich zunehmend an den Rand gedrängt. Viele gelten als unzeitgemäß bis überflüssig; einige sehen sich sogar in ihrer Existenz bedroht. In Hamburg sollen zum Beispiel – wie zu hören ist – demnächst die gesamten Geisteswissenschaften „halbiert“ werden, und auch in Bayern haben sie schon gelitten. In Bayreuth und Passau gibt es die Volkskunde bereits nicht mehr, und in Regensburg wurde der Lehrstuhl nach Daxelmüllers Wechsel nach Würzburg neu ausgerichtet.

Die Volkskundler, die in Würzburg der deutschen Philologie zugeordnet sind, müssen besonders hart kämpfen. Sie sind in Bayern noch an sieben Universitäten vertreten, in Deutschland an fast 20, aber schon ihre oft nicht mehr verstandene Fachbezeichnung macht sie angreifbar. Dabei trägt der Begriff „Volkskunde“ vor allem antifeudale Akzente. Er ist schon um 1800 geprägt worden, als man jegliche Produktivität auf einen kollektiven Ursprung – den „Volksgeist“ – zurückführen und durch Sammlungen – „Volkskunde“ – vergegenwärtigen wollte. Aus dem gleichen Geist kam auch die Germanistik. Beide Wissenschaften haben der Abgleitung ins Völkische allerdings nicht widerstanden.

Auch das breite Themenspektrum macht das Fach eher verdächtig. In letzter Zeit gab es zum Beispiel Publikationen über das Badeleben, über Bildstöcke, den Fußballverein St. Pauli und über Videokultur. Ausstellungen waren zu sehen über Puzzlespiele, die gute Stube und die Kelten. Seminare wurden angeboten über Braukultur, Klezmer-Musik, Adventsbräuche, die Figur des Wiedergängers, über interkulturelle Personalarbeit und europäische Metropolen. Examensarbeiten sind über die Love-Parade, Bargespräche und

Bausünden geschrieben worden – und eine weitere mit dem Titel: „Ich war das Nürnberger Christkind!“

Daxelmüller wundert sich nicht, dass Hochschul-Reformkommissionen in dieser Vielfalt das Profil des Faches nicht mehr erkennen. Den Volkskundlern geht es aber kaum besser. Sie müssen derzeit schnittige Master- und Bachelor-Studiengänge konzipieren und sind sich selbst über die Essentials ihres Faches nicht einig. Einige suchen die Kooperation und haben – so Daxelmüller – „alle Rituale der Interdisziplinarität bereits durchexerziert“. Andere bemühen sich eher um Abgrenzung zu Historikern und Soziologen, die längst ähnliche Themen bearbeiten. Das deutlichste Zeichen dieser Unsicherheit sind konkurrierende Fachbezeichnungen wie empirische Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie und die Variante mit Schrägstrich: Volkskunde/Europäische Ethnologie.

Vor so vielen Schwächen kann sich die Stärke aber um so deutlicher abheben. Auf diesen Effekt hatte Daxelmüller es dramaturgisch offensichtlich angelegt. Er führte als ersten Pluspunkt die Studenten an. Sie haben das kleine Fach ganz gern. Allein in Würzburg sind derzeit rund 300 für Magister-Studiengänge eingeschrieben; und davon besuchen 50 den Einführungskurs von Daxelmüllers Mitarbeiter Guido Fackler im laufenden Semester: „Das ist ganz außergewöhnlich“, sagte Daxelmüller. Dazu kommt ein gewisser institutioneller Schutz, weil die Volkskunde in Bayern auch als Nebenfach der Lehramtsausbildung gewählt werden kann. Davon machen in Würzburg noch einmal etwa 50 Studenten Gebrauch. Auf diese Absicherung will sich Daxelmüller aber nicht verlassen.

Um die „eigentliche Stärke“ der Volkskunde herauszuarbeiten, griff Daxelmüller am dramaturgischen Höhepunkt seines Vortrags zurück bis zum Beginn der Schriftkultur. Damit habe ein Prozess der Norm- und Kanonbildung begonnen, der in die Hochkultur gemündet und von den Geisteswissenschaften wie der Philologie kodifiziert worden sei. Die Volkskundler hätten dagegen all das eingesammelt, was übersehen oder aussortiert wurde: das scheinbar Unbedeutende, Abseitige, Unwürdige wie etwa die Pornographie oder die berühmten griechischen Zauberpapyri, die von Philologen entdeckt, aber nur mit spitzen Fingern angepackt wurden.

Die Volkskunde bewegt sich Daxelmüller zufolge also bewusst in den „Niederungen des Geistes“. Er nennt sie provozierend „Papierkorbwissenschaft“. Sie verwerte Reste und verachte auch den groben Müll nicht wie etwa das weggeworfene Fläschchen Odol oder die noch nicht lange ausrangierte Telefon-Wählscheibe, von der Daxelmüller nicht einmal mehr ein Bild auftreiben konnte. Solche Relikte jenseits des Schriftkultur geben der Volkskunde ein archäologisches Gesicht und machen sie zu einer etwas anderen, an der Sachkultur gehärteten Geisteswissenschaft. Von ihr sei viel über die Defizite der etablierten Kultur zu lernen, meint Daxelmüller, aber vor allem eins: „Weltgeschichte von unten“.

In dieser Funktion kann die Perspektive der Volkskunde nicht nur regional oder europäisch sein – sie ist global. Franken, erklärte Daxelmüller, liege auch zwischen Asien und Amerika. Aus dem Osten kämen die High-Tech-Geräte, aus dem Westen der Lebensstil. Und im Zentrum dieses Weltbildes steht eine Kneipe. Dort treffen sich die Würzburger Volkskundler/Europäische Ethnologen/Weltkulturwissenschaftler regelmäßig – im „Kult“. *Helmut Klemm*

Uni für alle

Alle Vorlesungen der „Uni für alle“ finden um 18.15 Uhr in der **Neuen Universität**, Sanderring 2, Hörsaal 166, statt. Die nächsten Termine sind:

23.11.	Drama und Theater in Indien
7.12.	Die Epidemie der Evaluation
21.12.	Natur und Geist
11.1.2005	Kann Archäologe aktuell sein?

Schiller - und kein Ende

So viel Schiller war nie. Der „Spiegel“ nimmt ihn mit der Schlagzeile „Der Atem der Freiheit” aufs Titelbild und erweist ihm mit einer langen Titelgeschichte die Reverenz (No. 41/2004), die Verlagsbranche wirft vier neue Schiller-Biographien und eine schon jetzt kaum überschaubare Flut weiterer Einführungen und Spezialstudien auf den Buchmarkt und die Theater entdecken den Klassiker als zeitlos aktuellen Bühnenautor neu. Allein in der näheren und etwas weiteren Umgebung brachten Coburg (am 1. Okt. „Die Jungfrau von Orleans”), Bamberg (am 2. Okt. „Maria Stuart”), Kaiserslautern (am 2. Okt. „Die Räuber”), Eisenach (am 15. Okt. „Don Carlos”) und Marburg (am 16. Okt. „Die Jungfrau von Orleans”) Neu-Inszenierungen von Schiller-Stücken heraus.

Und auch das Würzburger Mainfranken-Theater hat ein Schiller-Stück an prominenter Stelle im Spielplan. Das Schauspiel hat am 9. Okt. 2004 die Jubiläums-Spielzeit zum 200jährigen Bestehen wie zur Eröffnung des Theaters im Jahr 1804 mit Schillers „Wilhelm Tell” eröffnet: Damals war das letzte Stück Schillers erst wenige Monate vorher am Hoftheater Weimar in einer Inszenierung von Goethe uraufgeführt worden. Jetzt hat sich in Würzburg der neue Schauspieldirektor Bernhard Stengele den vielfach mißverstandenen, oftmals mißbrauchten Text vorgenommen und in einer geradezu genial stimmigen Inszenierung präsentiert. Da ist seit langen Jahren wieder ein Regisseur am Würzburger Theater am Werk, der eine klare Absicht mit seiner Inszenierung verbindet und der die ästhetischen und dramaturgischen Ideen hat, um seine Vorstellungen auf der Bühne auch für jedermann sichtbar zu machen. Und der sein Darsteller-Ensemble so motivieren konnte, dass es ihm bedingungslos und in bemerkenswerter Homogenität folgt. Stengele hat Schillers Historien-Opus merklich gekürzt und auf den Widerspruch zwischen individueller und gesellschaftlicher Freiheit konzentriert. Er verweigert jeglichen Rütli-Naturalismus und reduziert Schillers pathetischen Tonfall auf ein Minimum. Und so wie Sebastian Hanusas Bühnenmusik mit elektronischen und akustischen Verfremdungen von Alphorn-Klängen spielt, ironisiert auch die Regie die eingefahrenen Sichtweisen auf das Stück. Stengeles Tell, gespielt von Andreas Anke, gibt nicht die Antworten und zeigt nicht die Reaktionen, die Mann und Frau – die Eidgenossen, die Gesellschaft, die Obrigkeit – von ihm erwarten. Er erweist sich als ein unberechenbarer Individualist, dessen ausgeprägter Eigensinn fast anarchistische Züge annimmt und der fast widerwillig Schillers Schrei nach Widerstand nachkommt. Und der die Frage, ob dieser Tell ein Held oder ein Terrorist sei, nicht beantwortet, sondern die Fragen an das Publikum zurückgibt. „Die Zeit der eindeutigen Antworten auf komplexe Fragen ist endgültig vorbei”, ist das im klassischen Sinn kaum erbauliche Fazit dieser Inszenierung, die – überraschend genug – vom Würzburger Premierenpublikum lebhaft gefeiert wurde.

Aber wie läßt sich die Begeisterung für eine solch zurückendhaltend spröde, ganz und gar unklassische

Johann Heinrich Meyer, Bühnenskizzen zur Uraufführung von „Wilhlem Tell“ am 17. März 1804

Interpretation einordnen in den medialen Hype, der schon jetzt – über ein halbes Jahr vor dem den ganzen Trubel den Anlaß gebenden 200. Todestag am 9. Mai 2005 nahezu täglich die Feuilletons bestimmt und die Bücherleser überfordert? Ist es das durch die PISA-Studie angeknackste schlechte Gewissen des Bildungsbürgertums oder doch wieder einmal – gerade in unsicheren Seiten – die Suche nach einem literarischen Säulenheiligen der Republik? Eine eindeutige Antwort in eine der Richtungen gibt keine der vielen neuen Biographien, in denen überwiegend die verschiedensten Facetten des Menschen Schiller intensiv verhandelt werden.

Den interessantesten Ansatz für ein neues Bild des Dichters als Philosoph und Intellektueller liefert der Publizist Rüdiger Safranski. In seiner Biographie „Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus” hebt er die geistesgeschichtliche Bedeutung Schillers als Begründer und erster Wortführer des Deutschen Idealismus heraus. Als solcher war der intellektuelle Zeitgenosse von Kant und Herder zugleich Anreger und Leitbild für die großen Denker des Idealismus, für Hegel, Fichte und Hölderlin. Und damit Ausgangspunkt für die Philosophie des 19. Jahrhunderts.

Sind es also vielleicht nicht die unterschiedlich interpretierbaren Gesinnungen des Stücke-Schreibers Schiller, sondern die Haltung eines Intellektuellen Schiller, der sich auf allen Feldern der öffentlichen Debatte in die Auseinandersetzung einmischt, die jene erneute Faszination ausüben? Und stellt nicht gerade der darin verkörperte universalistische und ganzheitliche Ansatz, in Verbindung mit seiner Vorstellung von Bildung als Weg zur Selbstwerdung und Persönlichkeitsbildung des Menschen die richtigen Fragen an die geistige Befindlichkeit am Beginn des 21. Jahrhunderts. Safranski faßt es im Gespräch mit Elke Schmitter und Volker Hage (Spiegel 41/2004) so zusammen: „Schiller war ein abgebrühter Enthusiast, dem das konkrete Gelingen wichtiger als ein fanatischer Möglichkeitssinn war.“ *Manfred Kunz*

Weitere Schiller-Termine in Würzburg:

„Wilhelm Tell” im Mainfranken-Theater am 19., 21., 24., 25. November, sowie am 4., 8., 10., 15. und 17. Dezember;

„Schiller” als Leitthema des 6. Würzburger März (in der Werkstattbühne):

„Schillers Jungfrau von Orleans” als Gastspiel am 23., 25. und 26. Februar 2005 in einer Eineinhalbstunden-Fassung von und mit Barbara Englert.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp” – Eine amüsante Balladen-Collage, zusammengestellt und in Szene gesetzt von Wolfgang Schulz. Premiere am 5.März 2005

„Kabale und Liebe” Regie: Hermann Drexler. Premiere am 23. April 2005

Literatur-Hinweise:

Rüdiger Safranski, „Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus”. Hanser Verlag. 560 Seiten, 25,90 Euro.

Peter André Alt „Schiller, Leben, Werk, Zeit”. Verlag C. H. Beck. Zwei Bände (Sonderausgabe), 1424 Seiten. 24,90 Euro. Der Autor ist Lehrstuhlinhaber am Institut für Deutsche Philologie der Universität Würzburg.

Kunst am Trog

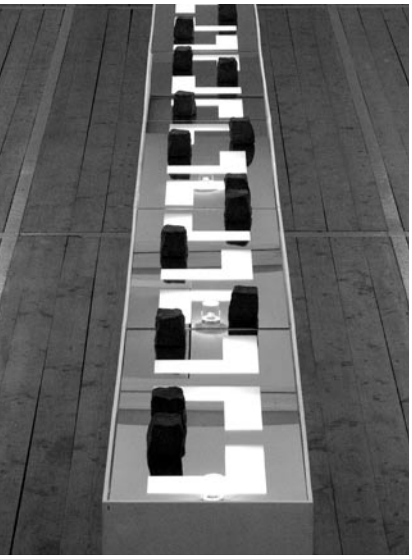
„Inhalt“: Eine Ausstellung von Studenten der FH-Fachbereiche Architektur & Gestaltung

Fotos: Katharina Lüdtke

Ein wenig zögerlich noch steht die ältere Dame auf ihr Fahrrad gestützt am Eingang „ihrer“ Frankenhalle und wagt einen vorsichtigen Blick in die nur dezent aufgehellte Düsternis der ehemaligen Viehstallungen. Zum Eintreten könne sie sich beim besten Willen nicht durchringen – zu heftig würden sie wehmütige Erinnerungen an eine Zeit überkommen, in der das Leben in diesen Hallen noch pulsierte, als sie und ihr Mann als Hausmeisterehepaar den reibungslosen Ablauf großartiger Events garantierten, die damals nur noch nicht so hiessen: Als die dicken, blauen Nebelschwaden der Zigarren in der ausverkauften Arena den Kämpfern im eilends zusammengezimmerten Boxring nahezu die Luft zum Atmen nahmen; als das verzückte Würzburger Publikum zu den schwelgerischen Klängen der „Holiday on Ice“-Revue in dicken Mänteln zum Takt der knirschenden Schlittschuhkufen schlotterte; als bei schweißtreibenden Tanzabenden die ersten verstohlenen Blicke und die ersten heimlichen Küsse in den dunklen Ecken hinter den Eintrittskartenschaltern ausgetauscht wurden. Doch wie es sich für eine gestandene Hausmeisterin geziemt, setzt sich doch bald die Neugier gegen die Gefahr größeren Herzeleids durch und schon lehnt das Fahrrad mit Ringschloss gesichert unter einem Veranstaltungsplakat mit folgender Aufschrift: *INHALT. 21.10.04 - 24.10.04. Eine Ausstellung von Studenten der Fachbereiche Architektur & Gestaltung in der Frankenhalle.*
Gott, haben sich die Zeiten geändert! In den an die große Veranstaltungshalle angrenzenden Stallungen, in denen man zuletzt bei den Reinigungsarbeiten nach Viehauktionen, gewandet in Gummistiefel und Ölzeug, „knietief im Kuhmist“ stand und die Mistgabel schwang, hängen

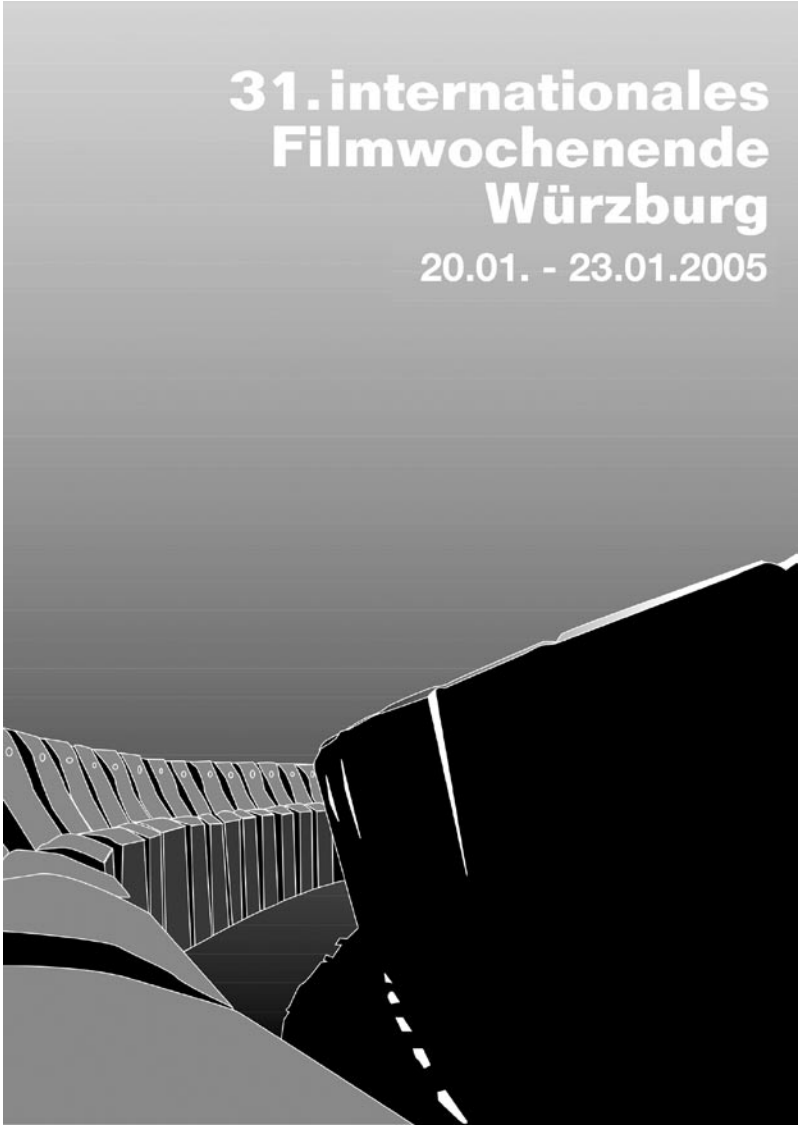
nun über den steinernen Sauftrögen der Vierbeiner, akkurat angeordnet, die Planskizzen unterschiedlichster architektonischer Entwürfe. Auf den Steinplatten, die einst unter dem Huftritt eines prämierten Zuchtbullen bebten, erheben sich nun die Miniaturmodelle von Einfamilienhäusern und Wolkenkratzern. In den Zwischengängen, in denen der vierschrötige Viehhändler dem Bauern, per laut klatschendem Handschlag, die fleißigste Milchkuh als Schnäppchen abluchste, stehen grob gezimmerte Holztische, auf denen kunstvoll gestaltete Bücher und Magazine die Blicke der zahlreichen Besucher auf sich ziehen. Die kahlen Wände, die vordem vom panikerfüllten Brüllen der schreckhaften Tiere erzitterten, schwingen nun leicht zu den House- und Electronic-Klängen eines DJ. Und was meint nun die Hausmeisterin im Ruhestand zu dieser Initiative, die aus einem Projekt namens „Sozialutopie“ hervorging und die von Studenten der FH-Fachbereiche Gestaltung und Architektur gemeinsam mit dem Verein zur Förderung der jungen Architekturszene e. V. in die Tat umgesetzt wurde? Gut findet sie sie. Zwar wird sich diese Veranstaltung nicht in solcher Intensität in ihr nach wie vor gut funktionierendes Gedächtnis eingraben wie seinerzeit „Holiday on Ice“, doch es scheint auf jeden Fall so, als sei das kulturelle Leben wieder in die Frankenhalle zurückgekehrt. „Das ist doch was“ – sprichts, schwingt sich auf ihr Fahrrad und macht sich auf den Weg zum Abendessen.

Jürgen Zink



Vorspiegelung von Tatsachen

„Euklids Traum“ hieß die Ausstellung des in Bruchsal beheimateten Bildhauers Günter Wagner beim Kunstverein Würzburg, die bis 31. Oktober 2004 zu sehen war.
Das Innere der Arte Noah wird beherrscht von der zwölf Meter langen, mehrteiligen Bodeninstallation, zugleich Namensgeberin der ganzen Ausstellung, eine extra für das Würzburger Kunstschiff konzipierte Arbeit aus beleuchteten MDF-Kästen, sandgestrahlten Spiegelplatten und rostroten Gußeisenquadern. Komplettiert wird die streng nach ästhetischen Maßstäben konzipierte Schau durch Wandarbeiten ebenfalls aus Gußeisen, Glas und Spiegeln.
Formale Klarheit und kühle Zurückhaltung durchziehen das Schiffsinnere, nichts wirkt überfrachtet, die Wände und die langgestreckte Bodenarbeit werden taktvoll, aber zurückhaltend durch dunkle Eisenquader akzentuiert. Günter Wagners bildhauerisches Anliegen fußt auf dem Materialienpaar Glas und Eisen und ihren innewohnenden Gegensätzen, die vielfältige Assoziationen hervorrufen und unsere Sehgewohnheiten hinterfragen. Das Durchsichtige, Leichte, Zerbrechliche begegnet dem Kruden, Schweren, Massigen und ist ihm durchaus ebenbürtig. Da schneidet ein scharfkantiger Glaspflock fast gewaltsam in das massige Eisen. Andernorts ist die durch feine Sandbestrahlung aufgeteilte, kaum sichtbare Glasfläche Halt für den schweren Eisenstein. Obwohl das nach unseren Vorstellungen ja eigentlich umgekehrt sein müßte. Der Eisenstein wiederum sieht zwar formal aus wie ein Pflasterstein, ist aber keiner, sondern der eiserne Abguß davon.
Günter Wagner, 1955 geboren, hat sich nach seinem Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe bei Markus Lüpertz der Bildhauerei zugewandt; der Malerei ist noch die Farbigkeit der Eisenteile geschuldet mit ihrer orange-rot-braunen Rostpatina. In der Bildhauerei geht Wagner seine eigenen Wege, die mit kargen Arte-povera-Mitteln, aber „Magritte‘schen Hintersinn“ (G.Wagner) dem Betrachter Realitäten vorspiegelt und sie damit in Frage stellt.
Euklid, dem Mathematiker-Philosophen, gilt das besondere Interesse des Bildhauers, deshalb „Euklids Traum“, der sich in der Installation manifestiert und der besonders bei Dunkelheit seinen besonderen Charme entfaltet. Die Beleuchtung des zwölf Meter langen Kastens sei keine bloße Attitüde, sagte Wagner, sondern notwendig gewesen, um die sand-, punkt- und normalgestrahlten Winkeln in den zehn unterschiedlichen Spiegelplatten von vorne bis hinten überblicken zu können. Die komplizierte Folge dieser Winkel liest sich wie eine Geheimschrift, deren Botschaft man zu gerne entschlüsseln würde – und von der man genau weiß, daß man sie nicht entschlüsseln kann: festgehalten durch rauhe Steinquader bleibt die schwebende Zeichenfolge rätselhaft. *Angelika Summa*



nummereins

erscheint Anfang Januar 2005.

Geplante Themen:

Besuch bei Emy Roeder | 31. Internationales Filmwochenende | Würzburger Bachtage | Internationaler Kunstpreis

Anzeige

Nächste Station: Aumühle

Das Malerfürstentum Wredanien siedelt um.

**Im Frühjahr 2005 finden Sie
die Ateliers und die Galerie in der
Inneren Aumühlstraße 15–17 in Würzburg**

**Weitere Informationen erteilt das Konsulat
im Malerfürstentum Wredanien
unter 09 31 – 41 39 37.**